

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Heilige unter sich*

Joaquim Maria Machado de Assis

Ein alter Pater erzählte mir folgendes ausserordentliches Erlebnis:

Als ich Kaplan in São Francisco de Paulo war, erlebte ich einmal etwas ungewöhnlich Seltsames. Ich wohnte in der Nähe der Kirche und sah gewohnheitsmässig jeden Abend vor dem Schlafengehen nach, ob die Pforten der Kirche fest verschlossen waren.

Eines Abends ging ich spät zu Bett. Wie immer machte ich vorher meinen Rundgang. Die Türen waren fest verschlossen, doch sah ich unter den Türritzen Licht hervordringen. Ich lief, um eine Wache herbeizurufen, kehrte jedoch, als ich keine fand, wieder zurück. Ratlos blieb ich auf dem Vorplatz stehen und beobachtete den Lichtschimmer. Es war nur ein ganz schwacher Schein, doch hell genug, um die Annahme zu rechtfertigen, es könnten Diebe in der Kirche sein. Andererseits bewegte sich das Licht nicht, was bestimmt

* Freie Uebertragung aus dem Portugiesischen ins Deutsch von HILDA SIRI.

der Fall gewesen, wenn jemand in der Kirche hin und her gegangen waere, um etwas zu stehlen. Meine Neugierde wurde so gross, dass ich in ins Haus lief und den Schluessel zur Sakristei holte. Ich bekreuzigte mich, schloss die Tuere auf und trat ein.

Im Gang war es dunkel. Ich hatte eine Laterne bei mir und ging sehr vorsichtig, um ja kein Geraeusch zu verursachen. Die erste und die zweite Tuer, die zum Kirchenschiff führen [sic], waren verschlossen, doch durch ihre Spalten drang das gleiche Licht, das ich von der Strasse aus bemerkt hatte. Die dritte Tuer stand offen. Damit ich von drinnen nicht gesehen werden konnte, stellte ich die Laterne fort und bedeckte sie mit meinem Taschentuch, um ihr Licht zu daempfen. Leise und behutsam schlich ich zur Tuere, um zu erspaehen, was drinnen vor sich ging.

Erst jetzt kam es mir in den Sinn, dass ich keine Waffe bei mir hatte, um mich im Notfall verteidigen zu koennen. Ich blieb stehen und ueberlegte. Das Licht in der Kirche blieb unveraendert. Es war gleichmässig [sic] im ganzen Raum verteilt und hatte eine milchige Farbe. Es konnte unmoeglich der Schein einer Kerze sein. Was mich am meisten befremdete, waren die Stimmen, die ich jetzt vernahm. Sie waren weder undeutlich noch leise, sondern klar und ruhig, wie bei einer Unterhaltung. Anfangs konnte ich nicht verstehen, was sie sagten. Mir kam ein schrecklicher Gedanke. Zu jener Zeit wurden die Toten noch in der Kirche bestattet, und mir schoss es in den Sinn, es seien die Verstorbenen, die dort Zwiegespraeche hielten. Es dauerte einige Minuten, bis ich Herr ueber mein Entsetzen wurde. Als ich mich etwas beruhigt hatte, sagte ich mir, dass meine Vermutung ja eine Unmoeglichkeit sei. Ich wagte mich weiter vor und warf einen Blick in den Raum. Was ich dort sah, erschuetterte mich mehr, als es ein Zwiegespraeche zwischen Geistern haette tun koennen. Ich bekreuzigte mich, empfahl mich in Gottes Hand und tastete mich an der Wand entlang in das Innere der Kirche. Es war einfach nicht zu glauben, was ich dort erblickte.

Aus ihren Nischen in der Wand waren die beiden Heiligen Joseph und Michael heruntergestiegen, und sassen gemuetlich auf ihren Altaeren. Es war nichts Statuenhaftes mehr an ihnen, sondern sie benahmen sich genau so wie Menschen. Sie sprachen zur gegenueberliegenden Seite hinueber, wo die Altaere der Heiligen Johannes des Täufers [sic]

und Franciscus von Salles standen. Das Gefuehl, das mich ueberwaeltigte, kann ich nicht wiedergeben. Das Blut erstarrte mir in den Adern und eine Gaensehaut nach der anderen lief mir ueber den Ruecken. Wie lange ich, vom Entsetzen gebannt, dagestanden haben mochte, weiss ich nicht. Ich muss am Rande des Wahnsinns gewesen sein, und nur die goettliche Vorsehung behuetete mich vor dem Verruecktwerden [sic]. Mir schwand das Bewusstsein der eigenen Person und der alltaeglichen Dinge. Das Geheimnisvolle, dessen ich Zeuge war, hatte mich ueberwaeltigt. Nur so wird mein Wagemut verstaendlich, weiter vorzudringen, um auch die andere Seite sehen zu koennen. Dort bot sich mir das gleiche Bild. Der heilige Franciscus und der heilige Johannes hatten ebenfalls ihre Nischen verlassen und sassen, an der allgemeinen Unterhaltung beteiligt, auf ihren Altaeren. Ich war so verstoert, dass ich nur an ihren Lippen sah, dass sie sprachen, mein Gehör [sic] nahm nichts auf. Erst nach einer Weile hoerte ich Worte, doch mein Gehirn war zu verwirrt, um ihren Sinn begreifen zu koennen. Einer der Heiligen wandte sich im Gespraech zum Hauptaltar. Aufmerksam schaute ich dorthin. Da sah ich, dass der Schutzpatron unserer Kirche, der heilige Franziscus von Paula, sich gleichfalls lebhaft am Gespraech beteiligte. Die Stimmen waren nur halblaut, jedoch gut verstaendlich. Wenn das ganze Bild und die Stimmen an sich schon unheimlich genug waren, so war doch das Unheimlichste der Schein des unerklaerlichen Lichtes. Seine Quelle blieb mir ein Geheimnis. Es kam weder von den Kerzen noch von den Leuchtern. Es war wie Mondschein. Dieser Vergleich ist umso

treffender, da das Mondlicht auch Schatten wirft. Ich suchte mir einen dunklen Winkel und verfolgte die Entwicklung der Dinge.

Ich tat alles rein instinktiv. Einer Überlegung [sic] war ich nicht mehr faehig. Ich sah nur und hoerte. Meine Angst war vollkommen verschwunden. Es ist mir heute alles verstaendlich. Diese Zeitspanne meines Lebens war ganz und gar anders als mein frueheres oder spaeteres [sic] Leben.

Als ich mich an die Umgebung gewoehnt hatte, wurden mir auch die Worte der Heiligen verstaendlich. Sie besprachen die Gebete und Fuerbitten des vergangenen Tages. Jeder wusste etwas Besonderes. Alle waren ausgezeichnet seelenkundig und besaessen die Gabe, bis in die verstecktesten Winkel der menschlichen Seele und des Lebens zu schauen. Sie zergliederten die menschlichen Empfindungen, wie ein Arzt einen Leichnam sezirt. Johannes der Taeufer und Sankt Franciscus von Paula, beides strenge Asketen, zeigten sich manchmal aegergerlich und unnachgiebig. Doch der heilige Franciscus von Salles hoerte und erzaehlte die Begebnisse mit der gleichen Nachsicht, die er auch in seinem Werk „Einfuehrung in das fromme Leben“ vertreten hatte.

Jeder aeusserte seine Meinung entsprechend seinem Temperament. Sie sprachen ueber die Menschen, ueber ihren wahren und echten Glauben, ueber ihre Gleichgueltigkeit, Verstellung und Unaufrichtigkeit. Den beiden Asketen war die ganze Sache schon laengst [sic] ueber [sic]. Der heilige Franciscus von Salles aber ermunterte sie und erinnerte sie an das Bibelwort: „Viele sind berufen aber nur wenige sind auserwaehlt“. Womit er sagen wollte, dass von den Vielen, welche die Kirche betreten, nur wenige mit reinem Herzen kommen. Der heilige Johannes schuettelte muede sein Haupt:

„Ich will dir etwas sagen, Franciscus von Salles, ich fange schon an, an den Menschen zu zweifeln“.

„Du uebertreibsts [sic], Johannes“, beschwichtigte ihn der heilige Bischof. „Lasst uns nichts uebertreiben. Heute noch habe ich etwas

erlebt, worueber ich lachen musste. Ich glaube, du haettest dich darüber [sic] geaergert. Die Menschen sind heute auch nicht schlechter als in den früheren [sic] Jahrhunderten. Zieht man das Schlechste ab, so bleibt immer noch viel Gutes uebrig. Wenn du alles von diesem Standpunkt aus betrachtest, dann wirst du auch ueber den Fall lachen, den ich dir erzaehlen will“.

„So?“

„Ja, nicht nur du, sondern ihr alle. Und ich darf mitlachen, denn ich habe mich schon beim lieben Herrgott fuer die Bitte verwendet, die mir vorgetragen wurde, und auch ihre Erfuellung erreicht“.

„Wessen Bitte?“

„Einer sehr interessanten Person. Einer viel interessanteren, als dein Schreiber, Joseph, und dein Kaufmann, Michael...“

“Moeglich“, unterbrach ihn der heilige Joseph, “aber sie ist bestimmt nicht interessanter als die Ehebrecherin, die mir heute zu Fuessen lag. Sie bat mich anfangs, ihr Herz von der Wollust zu reinigen. Gestern hatte sie mit ihrem Geliebten Streit gehabt, und der hatte sie grob geschimpft. Die Nacht verbrachte sie in Traenen und morgens fasste sie den Entschluss, sich von ihm zu trennen. Sie kam zu mir und bat mich, ihr die Kraft zu geben, sich aus den Klauen des Satans befreien zu können [sic]. Sie begann inbruenstig zu beten. Aber nach und nach bemerkte ich, wie ihre Gedanken abschweiften und zu den Schaeferstuendchen [sic] zurueckkehrten. Gleichzeitig verlor ihr Gebet an Inbrunst, ihre Worte verloren die Waerme, wurden kalt und schliesslich sinnlos. Die Lippen sprachen weiter das gewohnte Gebet, aber ihre Seele, die ich von hier oben betrachtete, war schon nicht mehr in der Kirche; sie war wieder bei dem Geliebten. Schliesslich erhob sie sich und ging, ohne wirklich etwas erbeten zu haben“.

„Mein Begebnis ist besser“.

„Noch besser als dieses?“ fragte der heilige Joseph neugierig.

„Bedeutend besser“, antwortete der heilige Franciscus von Salles, „und nicht so traurig. Diese arme Seele, die in irdischen Luesten gefangen ist, kann nur nach schweren Enttaeusungen durch die Gnade des Herrn gerettet werden. Warum sollte Er dann nicht auch die andere retten? Hoert zu!“

Alle schwiegen und beugten sich vor, aufmerksam und voller Erwartung. Mir wurde bange zu Mute. Mir kam in den Sinn, dass sie, die alles sehen, die den Menschen durchschauen, als sei er aus Glas, die auch die verstecktesten Gedanken, die heimlichsten Vorhaben, den verborgensten Hass lesen können [sic], sicherlich auch ueber meine Suenden, sogar ueber den Keim einer Suende, Bescheid wissen mussten. Doch ich hatte keine Zeit zu ueberlegen, denn der heilige Franciscus von Salles hub also zu sprechen an:

„Der Mann ist fuenfzig [sic] Jahre alt“, sagte er. „Die Frau liegt krank zu Bett, mit Rose am linken Bein. Seit fuenf Tagen ist er in grosser Aufregung, denn das Leiden seiner Frau verschlimmert sich taeglich und die Aerzte wissen keinen Rat mehr. Da könnt ihr sehen, wie weit die Voreingenommenheit des Volkes geht: Niemand glaubt an die Echtheit des Schmerzes dieses Salles. (Er ist mein Namensvetter). Als die Leute auf seinen Kummer aufmerksam wurden, regnete es allenthalben Witze und Glossen. Einige behaupteten sogar, der Salles weine jetzt schon um das Geld, das die Bestattung der Frau kosten wuerde“.

„Das ist ja auch nicht unmoeglich“, ueberlegte Sankt Johannes.

„Es entspricht aber nicht den Tatsachen. Dass er ein Ausbeuter und Geizhals ist, kann niemand leugnen. Kein Mensch hat den Leuten so ruecksichtslos das Gold, das Silber, die Scheine und das Kupfer aus den Taschen gezogen wie er. Niemand hat das Geld mit mehr Inbrunst geliebt. Ein Geldstueck, das ihm in die Hand faellt, kommt aus seinem Beutel nicht mehr heraus. Was seine Haeuser abwerfen, verwahrt er alles in einem Eisenschrank, den er mit sieben Schluesseln verschliesst. Manchmal, in stillen Stunden, oeffnet er den

Schrank und beschaut minutenlang sein Geld. Dann schliesst er ihn schnell wieder ab. In den Naechten darauf schlaeft [sic] er schlecht oder garnicht. Seine Ehe ist kinderlos. Er fuehrt ein armseliges Leben. Ausser ihm und der Frau ist in seinem Hause nur noch eine Sklavin. Er kaufte sie vor vielen Jahren; zugleich mit einer anderen, die vor einiger Zeit starb. Man erzaehlt, er haette die beiden noch nicht einmal bezahlt, denn der Haendler starb, ohne ein Schriftstueck zu hinterlassen, weil es sich um Schmuggelware handelte. Was fuer ein Spargenie dieser Salles ist, koennt ihr daraus ersehen: Er schenkte der toten Sklavin die Freiheit..."

Der heilige Bischof schwieg, um das Entsetzen der anderen auszukosten.

„Der toten... ?“

„Jawohl, als sie schon tot war. Er liess sie dann als freien, aber mittellosen Menschen bestatten, um so die Begraebnisunkosten zu sparen. Hoch waeren sie ja nicht gerade gewesen, aber umsonst waere es auch nicht gewesen. Auch das geringste Kupfer ist ihm Geld. Viele Tropfen bilden das Meer. Er kennt weder den Wunsch, sich anstaendigen zu kleiden noch gemuetlich zu wohnen. Das alles kostet ja Geld, und er meint, dass ihm das Geld nicht in den Schoss fiele. Er goennt sich und seiner Familie kein Vergnuegen und hat keinen Verkehr. Sein einziges Vergnuegen ist, Klatschgeschichten zu hoeren und weiterzutragen. Das kostet nichts“.

„Dann ist es auch kein Wunder, dass die Leute so schlecht von ihm denken“, erwog der heilige Michael.

„Ja, der Blick der Menschen dringt nicht unter die Oberflaeche der Dinge. Doch unter der Schale sitzt oft ein guter Kern. So konnten sie auch nicht erkennen, dass Salles' Frau, abgesehen davon, dass sie eine ausgezeichnete Hausfrau und seine langjaehrige Vertraute ist, auch von ihm geliebt wird. Reg' dich nicht auf, Michael. Auf diesem harten, steinigen Boden erbluehte eine Blume, farblos und ohne Duft, aber immerhin eine Blume. In der Gefuehlsbotanik der Menschen

kommen solche Anormalitäten vor. Salles liebt seine Frau, und der Gedanke, sie zu verlieren, bedrueckt ihn wahnsinnig. Nachdem er die ganze Nacht kein Auge zugetan und ueber das bevorstehende Unglueck gegruebelt hatte, entschloss er sich, mich, den Heiligen, der seinen Namen traegt, aufzusuchen. An der Welt verzweifelnd, fand er den Weg zu Gott. Nur ein Wunder konnte seine Frau noch retten. Er fasste den Entschluss, ein Geluebde zu tun. Er wohnt hier in der Naehe und kam in aller Fruehe zur Kirche. Als ich ihn sah, bemerkte ich in seinen Augen einen Hoffnungsschimmer. Ich glaubte zuerst, es sei der Glaube, der ihm die Hoffnung eingab, aber es war etwas anders, etwas aehnliches. Ich werde euch erzaehlen, was es war, doch ihr muesst eure Aufmerksamkeit verdoppeln“.

Ich sah, wie sich die Heiligen noch weiter vorbeugten und ungewollt trat auch ich einen Schritt vorwaerts. Die Erzaehlung war so lang, und so ausfuehrlich, dass ich sie nicht ganz wiedergebe, sondern nur dem Sinn nach.

„Als er den Entschluss fasste, meine Fuerbitte beim Herrn zu erflehen, um das Leben seiner Frau zu retten, hatte er eine Idee, die so ganz und gar einem Geschaeftsmann entspricht: die Idee, mir ein Bein aus Wachs zu versprechen. Nicht als Glaebiger wollte er auf diese Art seinen Dank abstaten. Nein, er wollte durch die in Aussichtstellung eines Gewinns die goettliche Gnade erkaufen. Es war nicht nur der Geschaeftsinn, der aus ihm sprach, sondern auch der Geiz. Sein Grundsatz ist, was einen Preis hat, ist auch etwas wert. Dass er fuer die Gesundung der Frau ein Geldopfer bringen wollte, war ein Beweis, dass er sie liebt, denn nach seiner Meinung zahlt man nur fuer etwas, was man wirklich von Herzen haben moechte. Das ist die Logik eines Geizhalses. Da gehen die Gedanken andere Wege wie bei anderen Leuten. Sie werden im Schosse des Charakters geboren im Daemmer des Unterbewusstseins. Ich las alles das in seiner Seele, als er an meinen Altar trat, aufgereg, doch mit dem

Hoffnungsschimmer in den Augen. Ich las es und wartete gespannt, bis er mit dem Bekreuzigen und dem Beten fertig war“.

„Jedenfalls hat er doch eine Religion“, warf der heilige Joseph ein.

„Doch, irgendeine hat er schon, wenn sie auch recht spaerlich und sparsam ist. Er trat niemals in Bruderschaften oder kirchliche Vereine ein, denn dort stehle man was dem Herrn gehoere, meint er, um seine Froemmigkeit mit seinem Ge[l]dbeutel zu versöhnen [sic]. Man kann auch nicht alles haben. Jedenfalls fuerchtet er Gott und glaubt an seine Gebote“.

„Gut, er kniete nieder und betete ...“

„Ja, er betete. Und waehrend er betete, sah ich, wie seine arme Seele sich wand. Seine Hoffnung fing an, sich in Gewissheit zu wandeln. Gott muesste der Kranken helfen dank meiner Fuerbitte; und ich muesste vermitteln. Das waren seine Gedanken, als seine Lippen die Worte des Gebetes murmelten. Als er geendet, sah mich Salles, mit gefalteten Haenden, eine Zeit lang an. Schliesslich sprach das Herz des Menschen. Er bekannte seinen Schmerz und schwur, dass es ausser dem Herrn niemand gelingen wuerde, den schweren Schlag abzuwenden. Seine Frau wuerde sterben... sterben... Und er wiederholte dies ein Wort immer aufs Neue. Seine Frau wuerde [sic] sterben.“

Weiter kam er nicht. Er wollte die Bitte aeussern und das Geluebe tun, aber er fand die Worte nicht. Er hatte so lange nichts mehr gegeben, dass er kein Wort herausbrachte, nicht ein einziges...

Schliesslich kam die Bitte. Seine Frau wuerde sterben, und er bat mich, sie zu retten. Ich sollte beim lieben Gott dafuer bitten. Das Geluebe aber, es kam nicht ueber Muenze, seine Freundin, die Gefaehrtin seiner Tage und Naechte. Sie war es, die dort in der Luft tanzte und sich wie toll drehte seine Lippen. Im Augenblick, als sein Mund das erste Wort formen wollte, pressten die Zangen des Geizes

sein ganzes Innere zusammen und liessen keine Silbe heraus. Dass Er sie retten solle... dass ich vermitteln solle...

Vor seinen Augen erschien das Bein aus Wachs, doch gleichzeitig das Geldstück [sic], das es kosten würde [sic]. Das Bein verschwand, aber das Geldstueck blieb, rund, glaenzend gelb, aus purem Gold, ganz aus Gold, aus besserem Gold, als das der Leuchter auf meinem Altar, die nur vergoldet sind. Wohin er auch die Augen wandte, er sah nur das Geldstueck. Es rollte und rollte... Seine Augen betasteten es aus der Ferne und vermittelten ihm das Gefuehl der Kaelte des Mettals und des gepraegten Bildes. Da war die. Sie war es, die vom Boden heraufkroch, die Decke hinunterrollte, ueber dem Altar schwebte, auf der Bibel lag, oder an den Kristalltropfen der Leuchter klimperte. Jetzt war das Flehen in seinen Augen staerker und vollkommen aufrichtig. Ich sah, wie er sie zu mir aufschlug, voll Zerknirschung, Demut und Hilflosigkeit. Seine Lippen stammelten sinnlos – Gott – Engel des Herrn – heilige Wunden... Weinerliche, bebende Worte, welche die Aufrichtigkeit seines Glaubens und die Unendlichkeit seines Schmerzes ausdruecken sollten. Nur das Geluebde kam nicht über [sic] seine Lippen. Wie ein Mensch, der einen Anlauf nimmt, um über [sic] einen Graben zu springen, suchte die Seele neuen Ansporn, indem sie sich die Verzweiflung ausmalte, die der Tod der Frau ausloesen wuerde. Aber am Rande des Grabens wich sie immer wieder vor dem Absprung zurueck. Das Geldstueck tauchte vor ihr auf, und das Geluebde blieb im Herzen des Mannes verschlossen. Die Zeit verstrich. Die Wahnerscheinung wurde immer lebhafter. Das Geldstück [sic] tanzte schneller und schneller und vervielfachte seine Spruenge; vervielfachte sich selbst, es wurden aus ihm eine Unzahl Geldstuecke. Und der Kampf wurde immer verzweifelter. Ploetzlich ueberfiel ihn der Gedanke, die Frau koenne im gleichen Augenblick ihr Leben aushauchen. Das Blut erstarrte in seinen Adern und er versuchte, mit aeusserster Anstrengung, das Geluebde zu formen. Sein Atem

keuchte. Ihr Leben koenne am Erloeschen sein. Er bat mich um die Fuerbitte, sie zu retten ...

Da draengte ihm der Dämon [sic] des Geizes eine neue Idee auf. Den

APAGAR ESTE TRAÇO

gleichen Handel, nur mit einem anderen Zahlungsmittel. Er sagte ihm, der Wert des Gebets sei erhabener und himmlischer als alle irdischen Gueter. Und gebueckt, zerknirscht, mit gefalteten Haenden, unterwürfigem Blick, hilflos, ergeben, bat mich Salles, das Leben seiner Frau zu retten. Fuer die Rettung der Frau versprach er mir dreihundert, und nicht weniger, dreihundert Vaterunser und dreihundert Avemarias. Und er wiederholte ausdrücklich [sic]: dreihundert, dreihundert ...

Er steigerte auf fünfhundert [sic], dann auf tausend. Tausend Vaterunser und tausend Avemarias! Er sah die Summe nicht in Buchstaben, sondern in Zahlen, als ob sie so lebhafter, genauer seien, und so die Verpflichtung und auch die Versuchung steigern wuerden. Tausend Vaterunser, tausend Avemarias! Und wieder murmelte er die weinerlichen, bebenden Worte vor sich her – die heiligen Wunden, die Engel des Herrn... 1.000! 1.000! 1.000! Die Zahlen wurden groesser und immer groesser, bis sie die ganze Kirche ausfuellten, und mit ihnen wuchs die Anstrengung und sein Vertrauen. Die Worte kamen immer schneller, immer fordernder, schon sprach er sie laut: tausend, tausend...

„So, nun duerft ihr lachen, so viel ihr wollt“, endete der heilige Franciscus von Salles.

Und die anderen Heiligen lachten wirklich. Nicht das hemmungslose Lachen der Goetter des Olymps, als der hinkende Vulkan die Tafel bediente, nein, sondern ein bescheidenes Lachen, ein ruhiges, frommes, gutes katholisches Lachen.

Dann hoerte ich nichts mehr. Bewusstlos sank ich zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, war es bereits heller Tag. Ich beeilte mich, alle Tueren und Fenster der Kirche weit zu oeffnen, um die Sonne hereinzulassen, die Feindin aller boesen Traeume.

Fonte:

Siri, Hilda. Heilige unter sich. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí, Ulrich Löw, 1952, p.161-176.

Entre santos

Joaquim Maria Machado de Assis

QUANDO EU ERA capelão de S. Francisco de Paula (contava um padre velho) aconteceu-me uma aventura extraordinária.

Morava ao pé da igreja, e recolhi-me tarde, uma noite. Nunca me recolhi tarde que não fosse ver primeiro se as portas do templo estavam bem fechadas. Achei-as bem fechadas, mas lobriguei luz por baixo delas. Corri assustado à procura da ronda; não a achei, tornei atrás e fiquei no adro, sem saber que fizesse. A luz, sem ser muito intensa, era-o demais para ladrões; além disso notei que era fixa e igual, não andava de um lado para outro, como seria a das velas ou lanternas de pessoas que estivessem roubando. O mistério arrastou-me; fui a casa buscar as chaves da sacristia (o sacristão tinha ido passar a noite em Niterói), benzi-me primeiro, abri a porta e entrei.

O corredor estava escuro. Levava comigo uma lanterna e caminhava devagarinho, calando o mais que podia o rumor dos sapatos. A primeira e a segunda porta que comunicam com a igreja estavam fechadas; mas via-se a mesma luz e, porventura, mais intensa que do lado da rua. Fui andando, até que dei com a terceira porta aberta. Pus a um canto a lanterna, com o meu lenço por cima,

para que me não vissem de dentro, e aproximei-me a espiar o que era.

Detive-me logo. Com efeito, só então adverti que viera inteiramente desarmado e que ia correr grande risco aparecendo na igreja sem mais defesa que as duas mãos. Correram ainda alguns minutos. Na igreja a luz era a mesma, igual e geral, e de uma cor de leite que não tinha a luz das velas. Ouvi também vozes, que ainda mais me atrapalharam, não cochichadas nem confusas, mas regulares, claras e tranqüilas, à maneira de conversação. Não pude entender logo o que diziam. No meio disto, assaltou-me uma idéia que me fez recuar. Como naquele tempo os cadáveres eram sepultados nas igrejas, imaginei que a conversação podia ser de defuntos. Recuei espavorido, e só passado algum tempo, é que pude reagir e chegar outra vez à porta, dizendo a mim mesmo que semelhante idéia era um disparate. A realidade ia dar-me cousa mais assombrosa que um diálogo de mortos. Encomendei-me a Deus, benzi-me outra vez e fui andando, sorratamente, encostadinho à parede, até entrar. Vi então uma cousa extraordinária.

Dois dos três santos do outro lado, S. José e S. Miguel (à direita de quem entra na igreja pela porta da frente), tinham descido dos nichos e estavam sentados nos seus altares. As dimensões não eram as das próprias imagens, mas de homens. Falavam para o lado de cá, onde estão os altares de S. João Batista e S. Francisco de Sales. Não posso descrever o que senti. Durante algum tempo, que não chego a calcular, fiquei sem ir para diante nem para trás, arrepiado e trêmulo. Com certeza, andei beirando o abismo da loucura, e não caí nele por misericórdia divina. Que perdi a consciência de mim mesmo e de toda outra realidade que não fosse aquela, tão nova e tão única, posso afirmá-lo; só assim se explica a temeridade com que, dali a algum tempo, entrei mais pela igreja, a fim de olhar também para o lado oposto. Vi aí a mesma cousa: S. Francisco de Sales e S. João,

descidos dos nichos, sentados nos altares e falando com os outros santos.

Tinha sido tal a minha estupefação que eles continuaram a falar, creio eu, sem que eu sequer ouvisse o rumor das vozes. Pouco a pouco, adquiri a percepção delas e pude compreender que não tinham interrompido a conversação; distingui-as, ouvi claramente as palavras, mas não pude colher desde logo o sentido. Um dos santos, falando para o lado do altar-mor, fez-me voltar a cabeça, e vi então que S. Francisco de Paula, o orago da igreja, fizera a mesma coisa que os outros e falava para eles, como eles falavam entre si. As vozes não subiam do tom médio e, contudo, ouviam-se bem, como se as ondas sonoras tivessem recebido um poder maior de transmissão. Mas, se tudo isso era espantoso, não menos o era a luz, que não vinha de parte nenhuma, porque o lustres e castiçais estavam todos apagados; era como um luar, que ali penetrasse, sem que os olhos pudessem ver a lua; comparação tanto mais exata quanto que, se fosse realmente luar, teria deixado alguns lugares escuros, como ali acontecia, e foi num desses recantos que me refugiei.

Já então procedia automaticamente. A vida que vivi durante esse tempo todo, não se pareceu com a outra vida anterior e posterior. Basta considerar que, diante de tão estranho espetáculo, fiquei absolutamente sem medo; perdi a reflexão, apenas sabia ouvir e contemplar.

Compreendi, no fim de alguns instantes, que eles inventariavam e comentavam as orações e implorações daquele dia. Cada um notava alguma coisa. Todos eles, terríveis psicólogos, tinham penetrado a alma e a vida dos fiéis, e desfibravam os sentimentos de cada um, como os anatomistas escarpelam um cadáver. S. João Batista e S. Francisco de Paula, duros ascetas, mostravam-se às vezes enfadados e absolutos. Não era assim S. Francisco de Sales; esse ouvia ou contava as coisas com a mesma

indulgência que presidira ao seu famoso livro da Introdução à Vida Devota.

Era assim, segundo o temperamento de cada um, que eles iam narrando e comentando. Tinham já contado casos de fé sincera e castiça, outros de indiferença, dissimulação e versatilidade; os dois ascetas estavam a mais e mais anojados, mas S. Francisco de Sales recordava-lhes o texto da Escritura: muitos são os chamados e poucos os escolhidos, significando assim que nem todos os que ali iam à igreja levavam o coração puro. S. João abanava a cabeça.

— Francisco de Sales, digo-te que vou criando um sentimento singular em santo: começo a descrer dos homens.

— Exageras tudo, João Batista, atalhou o santo bispo, não exageremos nada. Olha — ainda hoje aconteceu aqui uma cousa que me fez sorrir, e pode ser, entretanto, que te indignasse. Os homens não são piores do que eram em outros séculos; descontemos o que há neles ruim, e ficará muita cousa boa. Crê isto e hás de sorrir ouvindo o meu caso.

— Eu? — Tu, João Batista, e tu também, Francisco de Paula, e todos vós haveis de sorrir comigo: e, pela minha parte, posso fazê-lo, pois já intercedi e alcancei do Senhor aquilo mesmo que me veio pedir esta pessoa.

— Que pessoa? — Uma pessoa mais interessante que o teu escrivão, José, e que o teu lojista, Miguel...

— Pode ser, atalhou S. José, mas não há de ser mais interessante que a adúltera que aqui veio hoje prostrar-se a meus pés. Vinha pedir-me que lhe limpasse o coração da lepra da luxúria. Brigara ontem mesmo com o namorado, que a injuriou torpemente, e passou a noite em lágrimas. De manhã, determinou abandoná-lo e veio buscar aqui a força precisa para sair das garras do demônio. Começou rezando bem, cordialmente; mas pouco a pouco vi que o pensamento a ia deixando para remontar aos primeiros deleites. As palavras paralelamente, iam ficando sem vida. Já a oração era

morna, depois fria, depois inconsciente; os lábios, afeitos à reza, iam rezando; mas a alma, que eu espiava cá de cima, essa já não estava aqui, estava com o outro. Afinal persignou-se, levantou-se e saiu sem pedir nada.

— Melhor é o meu caso.

— Melhor que isto? perguntou S. José curioso.

— Muito melhor, respondeu S. Francisco de Sales, e não é triste como o dessa pobre alma ferida do mal da terra, que a graça do Senhor ainda pode salvar. E por que não salvará também a esta outra? Lá vai o que é.

Calaram-se todos, inclinaram-se os bustos, atentos, esperando. Aqui fiquei com medo; lembrou-me que eles, que vêem tudo o que se passa no interior da gente, como se fôssemos de vidro, pensamentos recônditos, intenções torcidas, ódios secretos, bem podiam ter-me lido já algum pecado ou gérmen de pecado. Mas não tive tempo de refletir muito; S. Francisco de Sales começou a falar.

— Tem cinqüenta anos o meu homem, disse ele, a mulher está de cama, doente de uma erisipela na perna esquerda. Há cinco dias vive aflito porque o mal agrava-se e a ciência não responde pela cura. Vede, porém, até onde pode ir um preconceito público. Ninguém acredita na dor do Sales (ele tem o meu nome), ninguém acredita que ele ame outra coisa que não seja dinheiro, e logo que houve notícia da sua aflição desabou em todo o bairro um aguaceiro de motes e dichotes; nem faltou quem acreditasse que ele gemia antecipadamente pelos gastos da sepultura.

— Bem podia ser que sim, ponderou S. João.

— Mas não era. Que ele é usurário e avaro não o nego; usurário, como a vida, e avaro, como a morte. Ninguém extraiu nunca tão implacavelmente da algibeira dos outros o ouro, a prata, o papel e o cobre; ninguém os amou com mais zelo e prontidão. Moeda que lhe cai na mão dificilmente torna a sair; e tudo o que lhe sobra das casas mora dentro de um armário de ferro, fechado a sete

chaves. Abre-o às vezes, por horas mortas, contempla o dinheiro alguns minutos, e fecha-o outra vez depressa; mas nessas noites não dorme, ou dorme mal. Não tem filhos. A vida que leva é sórdida; come para não morrer, pouco e ruim. A família compõe-se da mulher e de uma preta escrava, comprada com outra, há muitos anos, e às escondidas, por serem de contrabando. Dizem até que nem as pagou, porque o vendedor faleceu logo sem deixar nada escrito. A outra preta morreu há pouco tempo; e aqui vereis se este homem tem ou não o gênio da economia, Sales libertou o cadáver...

E o santo bispo calou-se para saborear o espanto dos outros.

— O cadáver? — Sim, o cadáver. Fez enterrar a escrava como pessoa livre e miserável, para não acudir às despesas da sepultura. Pouco embora, era alguma cousa. E para ele não há pouco; com pingos d'água é que se alagam as ruas. Nenhum desejo de representação, nenhum gosto nobiliário; tudo isso custa dinheiro, e ele diz que o dinheiro não lhe cai do céu. Pouca sociedade, nenhuma recreação de família. Ouve e conta anedotas da vida alheia, que é regalo gratuito.

— Compreende-se a incredulidade pública, ponderou S. Miguel.

— Não digo que não, porque o mundo não vai além da superfície das cousas. O mundo não vê que, além de caseira eminente educada por ele, e sua confidente de mais de vinte anos, a mulher deste Sales é amada deveras pelo marido. Não te espantes, Miguel; naquele muro aspérrimo brotou uma flor descorada e sem cheiro mas flor. A botânica sentimental tem dessas anomalias. Sales ama a esposa; está abatido e desvairado com a idéia de a perder. Hoje de manhã, muito cedo, não tendo dormido mais de duas horas entrou a cogitar no desastre próximo. Desesperando da terra, voltou-se para Deus; pensou em nós, e especialmente em mim que sou o santo do seu nome. Só um milagre podia salvá-la; determinou vir aqui. Mora perto, e veio correndo. Quando entrou trazia o olhar brilhante e esperançado; podia ser a luz da fé, mas era outra cousa

muito particular, que vou dizer. Aqui peço-vos que redobreis de atenção.

Vi os bustos inclinarem-se ainda mais; eu próprio não pude esquivar-me ao movimento e dei um passo para diante. A narração do santo foi tão longa e miúda, a análise tão complicada, que não as ponho aqui integralmente, mas em substância.

— Quando pensou em vir pedir-me que intercedesse pela vida da esposa, Sales teve uma idéia específica de usurário, a de prometer-me uma perna de cera. Não foi o crente, que simboliza desta maneira a lembrança do benefício; foi o usurário que pensou em forçar a graça divina pela expectação do lucro. E não foi só a usura que falou, mas também a avareza; porque em verdade, dispondo-se à promessa, mostrava ele querer deveras a vida da mulher — intuição de avaro; — despende é documentar: só se quer de coração aquilo que se paga a dinheiro, disse-lho a consciência pela mesma boca escura. Sabeis que pensamentos tais não se formulam como outros, nascem das entranhas do carácter e ficam na penumbra da consciência. Mas eu li tudo nele logo que aqui entrou alvoroçado, com o olhar fúlgido de esperança; li tudo e esperei que acabasse de benzer-se e rezar.

— Ao menos, tem alguma religião, ponderou S. José.

— Alguma tem, mas vaga e econômica. Não entrou nunca em irmandades e ordens terceiras, porque nelas se rouba o que pertence ao Senhor; é o que ele diz para conciliar a devoção com a algibeira. Mas não se pode ter tudo; é certo que ele teme a Deus e crê na doutrina.

— Bem, ajoelhou-se e rezou.

— Rezou. Enquanto rezava, via eu a pobre alma, que padecia deveras, conquanto a esperança começasse a trocar-se em certeza intuitiva. Deus tinha de salvar a doente, por força, graças à minha intervenção, e eu ia interceder; é o que ele pensava, enquanto os lábios repetiam as palavras da oração. Acabando a oração, ficou

Sales algum tempo olhando, com as mãos postas; afinal falou a boca do homem, falou para confessar a dor, para jurar que nenhuma outra mão, além da do Senhor, podia atalhar o golpe. A mulher ia morrer... ia morrer... ia morrer... E repetia a palavra, sem sair dela. A mulher ia morrer. Não passava adiante. Prestes a formular o pedido e a promessa não achava palavras idôneas, nem aproximativas, nem sequer dúbias, não achava nada, tão longo era o descostume de dar alguma cousa. Afinal saiu o pedido; a mulher ia morrer, ele rogava-me que a salvasse, que pedisse por ela ao Senhor. A promessa, porém, é que não acabava de sair. No momento em que a boca ia articular a primeira palavra, a garra da avareza mordia-lhe as entranhas e não deixava sair nada. Que a salvasse... que intercedesse por ela...

No ar, diante dos olhos, recortava-se-lhe a perna de cera, e logo a moeda que ela havia de custar. A perna desapareceu, mas ficou a moeda, redonda, luzidia, amarela, ouro puro, completamente ouro, melhor que o dos castiçais do meu altar, apenas dourados. Para onde quer que virasse os olhos, via a moeda, girando, girando, girando. E os olhos a apalpavam, de longe, e transmitiam-lhe a sensação fria do metal e até a do relevo do cunho. Era ela mesma, velha amiga de longos anos, companheira do dia e da noite, era ela que ali estava no ar, girando, às tontas; era ela que descia do tecto, ou subia do chão, ou rolava no altar, indo da Epístola ao Evangelho, ou tilintava nos pingentes do lustre.

Agora a súplica dos olhos e a melancolia deles eram mais intensas e puramente voluntárias. Vi-os alongarem-se para mim, cheios de contrição, de humilhação, de desamparo; e a boca ia dizendo algumas cousas soltas, — Deus, — os anjos do Senhor, — as bentas chagas, — palavras lacrimosas e trêmulas, como para pintar por elas a sinceridade da fé e a imensidade da dor. Só a promessa da perna é que não saía. Às vezes, a alma, como pessoa que recolhe as forças, a fim de saltar um valo, fitava longamente a morte da mulher

e rebojava-se no desespero que ela lhe havia de trazer; mas, à beira do valo, quando ia a dar o salto, recuava. A moeda emergia dele e a promessa ficava no coração do homem.

O tempo ia passando. A alucinação crescia, porque a moeda, acelerando e multiplicando os saltos, multiplicava-se a si mesma e parecia uma infinidade delas; e o conflito era cada vez mais trágico. De repente, o receio de que a mulher podia estar expirando, gelou o sangue ao pobre homem e ele quis precipitar-se. Podia estar expirando. Pedia-me que intercedesse por ela, que a salvasse...

Aqui o demônio da avareza sugeria-lhe uma transação nova, uma troca de espécie dizendo-lhe que o valor da oração era superfino e muito mais excelso que o das obras terrenas. E o Sales, curvo, contrito, com as mãos postas, o olhar submisso, desamparado, resignado, pedia-me que lhe salvasse a mulher. Que lhe salvasse a mulher, e prometia-me trezentos, — não menos, — trezentos padrenossos e trezentas ave-marias. E repetia enfático: trezentos, trezentas, trezentos... Foi subindo, chegou a quinhentos, a mil padrenossos e mil ave-marias. Não via esta soma escrita por letras do alfabeto, mas em algarismos, como se ficasse assim mais viva, mais exata, e a obrigação maior, e maior também a sedução. Mil padrenossos, mil ave-marias. E voltaram as palavras lacrimosas e trêmulas, as bentas chagas, os anjos do Senhor... 1.000 — 1.000 — 1.000. Os quatro algarismos foram crescendo tanto, que encheram a igreja de alto a baixo, e com eles, crescia o esforço do homem, e a confiança também; a palavra saía-lhe mais rápida, impetuosa, já falada, mil, mil, mil, mil... Vamos lá, podeis rir à vontade, concluiu S. Francisco de Sales.

E os outros santos riram efetivamente, não daquele grande riso descomposto dos deuses de Homero, quando viram o coxo Vulcano servir à mesa, mas de um riso modesto, tranqüilo, beato e católico.

Depois, não pude ouvir mais nada. Caí redondamente no chão. Quando dei por mim era dia claro... Corri a abrir todas as portas e

janelas da igreja e da sacristia, para deixar entrar o sol, inimigo dos maus sonhos.